

Waldleben

Tharandter Rausflug



Im Herbst 1972 wurde ich zeitweise vom Studium an allen Universitäten und Hochschulen der DDR ausgeschlossen. Es war dies wohl die größte Katastrophe meines Lebens.
Was ist damals passiert?

Ein Narren-Erbe?



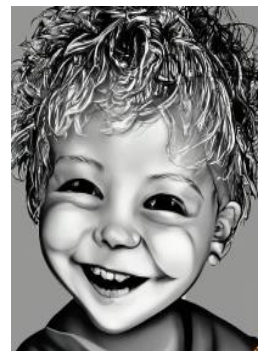
Mein Vater war, was man gemeinhin einen Spaßvogel nennt. Er sammelte Bücher mit Karikaturen. Als Kind durfte ich dort nur selten reingucken – sie hätten ja kaputt gehen können. Seine Lieblingsautoren waren ERICH SCHMIDT und HERLUF BISTRUP.

Er erzählte auch oft und gern Witze und schrieb selbst lustige Geschichten. Offenbar gehört es zusammen, Ulk zu mögen und ihn teilen zu wollen.

Zum geliebten Fasching erschien er meist mit einem selbstgefertigten zweifarbigen wappenverzierten Narren-Kostüm, dessen Kappe und Schnallenschuhe mit Glöckchen versehen waren. Sein Vorbild war der Schalksnarr TILL EULENSPIEGEL.

Meine Freude an Ulkereien aller Art habe ich offenbar von ihm geerbt – warum auch mir dies im Blut liegt, kann ich nur ahnen.

Ich nehme heute an, dass es sich bei den Männern unserer Familie hierbei um eine Art Notwehrreaktion körperlich ein wenig zu kurz geratener Leute handelt, die aber trotzdem durch und durch lebensbejahend sind. Das wäre immerhin eine bessere Reaktion als der „Napoleon-Komplex“. Bei dem wird wohl geringe Körpergröße durch übertriebenen Ehrgeiz, Aggressivität und Machtgier kompensiert. Nicht umsonst warnte mich mein Vater angesichts des bevorstehenden Wehrdienstes mit den Worten „*Hüte Dich vor einem kleinen Kompaniechef!*“. Als ob ich das hätte beeinflussen können ... Oder sollten vielleicht Lachtränen lebensfrohe Alternativen zum pessimistischen „Sich-Ärgern“ sein? Witz nichts anderes als überlistete Trauer oder weg-geulkte Ohnmacht? Ich mag jedenfalls bis heute lustige Geschichten und gute Späße – täglich, als Lebensmittel! Gern gebe ich sie, so oft es geht, an Freunde und gute Bekannte weiter. Ich kann einfach nicht anders als auch andere Menschen an der eigenen Freude am Frohsinn teilhaben zu lassen!



Ich hatte ein erfülltes Leben und bin mit mir im Reinen. Als (Un)Ruheständler schon ein wenig jenseits von Gut und Böse, habe ich (fast) nichts mehr zu verlieren und kann furchtlos auf das Kommende blicken. Täglich schreibe ich seit meinem 70. Geburtstag neben einem Tagebuch auch an dieser Daseinsbeichte „Waldleben“. Außer eventuell meiner Familie und einigen Freunden sowie Bekannten wird das wahrscheinlich niemand lesen. Ich diktiere es halt für den Hausgebrauch. Da ich nur noch vor mir selbst bestehen muss, kann ich hierbei herzlich offen und rücksichtslos sein.

Und was soll's? Es bewirkt humor- oder auch kummervolles „Über-die-Schulter-Gucken“ in mir fortwährende Freude am kreativen Schaffen sowie Mut zum Weitermachen! Mehr dazu erfahren Sie auch unter www.waldbote.de.

Für einen Informationsaustausch zum Anliegen dieser Memoiren und einzelner Kapitel wäre ich dankbar. Bitte schreiben Sie mir: Klaus Radestock, ePost klaus.radestock@gmx.de.
Forsthaus Frauensee, im Januar 2022

In meiner Jugend ging ich noch viel unbefangener und argloser mit dieser Eigenschaft um. Niemand hatte mich je darauf vorbereitet, dass es Machthaber gibt, die absolut keinen Spaß vertragen können. Es kam und kommt ja in verschiedenen und deshalb dann instabil- kurzlebigen Regimen aus politischer Dummheit gar vor, dass – im übertragenen Sinne – sogar die eigenen Hofnarren geköpft werden.

Auch mein Vater konnte mich, als es dann darauf ankam, nicht mehr zur Zurückhaltung mahnen, war er doch schon 1968 mit nur 44 Jahren verstorben. In meinem Schicksalsjahr 1972 hätte mein Erzeuger mich durch seine Lebenserfahrung sicher gerettet, denn er hatte sich mit genau diesem Problem beschäftigt. Ich fand Jahre später einmal eine seiner Notizen, in der er etwa BERT BRECHT zitierte: „*In einem Land zu leben, wo es keinen Humor gibt, ist unerträglich. Aber noch unerträglicher ist es in einem Land, in dem man Humor unbedingt braucht*“.

Niemals werden mehr Witze erdacht und ausgetauscht als in einer Tyrannei. Wenn aber ein Diktator glaubt, dieses Ventil des Volkszorns auch noch blockieren zu müssen, bringt er damit nur den brodelnden Topf eines Gemeinwesens zur Explosion und fliegt dann samt Deckel fort.

Politische Arglosigkeit, verbunden mit meinem Hang zu unbeschwerter Witzigkeit als für mich wesentlichem Zugang zu Lebensglück und menschlichem Miteinander bescherte mir zur Halbzeit meines Forststudiums folgerichtig die wohl größte Panne meines Lebens.

Tharandt-Paradies

Mein erster Studienabschnitt zwischen dem Spätsommer 1970 und dem Herbst 1972 war fröhlich-freies Studentenleben pur – unsere Altvorderen sagten zu so etwas noch „mit Wein, Weib und Gesang“. Nur dass wir Tharandter Forststudenten uns Wein kaum leisten konnten und stattdessen jede Menge Bier verbrauchten. Ich durchlebte eine zweijährige wunderbare Zeit, wohl die schönste meines Lebens: mit tollen Kommilitonen in der „Baracke“ hausen, nächtelanges ausgelassenes Feiern bei stundenlangem Singen und Blödeln (mit



gelegentlichen größeren ausgelassenen Festlichkeiten als Krönung), Bauernfrühstück-Essen in der „Ritze“ und etwas feiner im „Deutschen Haus“, Tanzabende in der „Hupe“, Lagerfeuern auf der Burgruine, Jagdhornausbildung, Jägerexamen, jagdliches Schießen hinter der „Ökonomie“ und erste Waidwerkserfahrung als Treiber, stolzes Tragen der Forstuniform (selbst bei Heimfahrten), Konzert-, Theater- und Kabarett-erlebnisse in Dresden, Felsenklettern im nahen Elbsandsteingebirge – das alles immer wieder unterbrochen vom Büffeln für die halbjährlichen Prüfungen.

Das Leben war toll und pure Vorfreude auf den ersehnten Forstberuf. Jedes Ziel schien erreichbar – mein inneres Feuer brannte lichterloh. Um einen musikalischen Vergleich zu wagen: Ich fühlte mich wie der MAX im „Freischütz“, als er seine Arie „*Durch die Wälder, durch die Auen*“ sang. Denn das war damals mein „Ohrwurm“, wann immer ich in der Natur unterwegs war.

Als kulturinteressierter Mensch beteiligte ich mich in unserem Studienjahr auch an der Vorbereitung von studentischen Höhepunkten aller Art. Ich war,



obwohl ziemlich unmusikalischer „Gröler“, begeistertes Mitglied der Singegruppe. Eine besondere Freude für mich war, dem Studienjahr etwa wöchentlich eine Wandzeitung zu gestalten, auf welcher auch purer Ulk in Form von blöden, aber sinnigen Witzen und unmöglich-komischen Gedichten nach der Art CHRISTIAN MORGENSTERN, HEINZ ERHARDT, OTTO WAALKES oder des fiktiven KURT SCHRAMM Trumpf war ... Und noch größer dann mein Glücksgefühl, wenn sich auch andere darüber herzlich freuten und auf die nächste Ausgabe warteten.



Bergfest

Im Herbst 1972 nahte der „Studien-Gipfel“ – nun sollte anlässlich der Halbzeit unseres Forststudiums das große studentische Bergfest gefeiert werden. Geplante Krönung war ein uns alle selbst auf die Schippe nehmendes Potpourri, eingeschlossen die obligate gutmütige Verbalberung des Lehrpersonals.



Am 14. Oktober 1972 war der große Tag gekommen. Die Mensa der „Ökonomie“ auf der Weißiger Höhe war bis auf den letzten Platz gefüllt. Alle waren sie erschienen: Professoren, Dozenten, Assistenten, Küchenpersonal, Hausmeister und Reinigungskräfte, Studenten aller Studienjahre ... Denn spätestens seit der faszinierenden Studenteneroper „Lodengrün“, einer humorigen Beschreibung unseres Studienablaufs mittels verschiedener bekannter Opern- und Operetten-Melodien, hatte unsere Semesterschaft einen weithin reichenden Ruf als „Feier-Künstler“. Wir bildeten uns damals gar ein, wie gute Kabarettisten (und die früheren Spaßmacher an Königshöfen) ein Spiel mit dem Feuer zu beherrschen – den Gang auf Messers Schneide zwischen dem Tabuisiertem einerseits und dem Publikumserfolg andererseits.

Wie hatten wir uns so täuschen können?



Ich selbst war nicht unerheblich an der Feier-Vorbereitung und speziell an der die Veranstaltung flankierenden Bergfestzeitung beteiligt. „*Den Mist verzapften schadenfroh lächelnd ...*“ hieß es auf deren Titelseite unter Nennung der maßgeblichen Autoren. Auch mein damaliger Spitzname war dabei. Drinnen standen neben den wichtigen Büttchen-Knüllern auch ein paar meiner alten selbst ausgedachten oder irgendwo geklauten Wandzeitungs-Witze oder -Gedichte als Lückenfüller. Manche davon waren von mir nun passend bergfest-aktualisiert oder auf markante Kommilitonen zugeschnitten worden.

Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Reim auf einen roten Bart. Der ist mir später, weil arglistig fehlinterpretiert, schlimm auf die Füße gefallen. Glaubt mir bitte: Ich wollte damit wirklich nur blödeln und einen geachteten, allseits für einen prima Kumpel gehaltenen Kommilitonen ein wenig verulken. Es ging bei allen diesen Kurzbeiträgen überhaupt nur darum, mit in meinen Augen arglosen Späßen anderen Leuten Freude zu bereiten.

In einem mit grottenschlechtem russischen Akzent vorgetragenen Büttchen-Beitrag „Wie Gott die Forststudenten schuf“ konnte ich mir im Laufe des Abends leider auch Andeutungen auf fehleranfällige und leistungsschwache russische und polnische Motorsägen nicht verkneifen. Aber dazu gibt es eine Vorgeschichte. Ein paar Jahre früher hatte man im Rahmen der sozialistischen Integration und auf Beschluss des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe der Staaten der zweiten Welt die erfolgversprechende DDR-Entwicklung „Werus“ eingestellt und jene Technologie nach Osten verlagert. Nach dem (vorhersehbaren) Scheitern dieser ideologiegeprägten Entscheidung mussten in der Folge für rare Devisen schließlich schwedische „Partner“-Sägen importieren werden.

Ich hätte es wissen müssen: In einem Staat, in dem das Motto „Die Partei hat immer Recht“ galt, durften an solchen Pannen ausschließlich der westliche Klassenfeind und seine Agenten unter der DDR-Bevölkerung schuld sein. Schließlich galt ja auch damals das MORGENSTERN-Diktum „... dass nicht sein kann, was nicht sein darf“. Für die inländische Bösewicht-Rolle boten sich jedwede Kritiker geradezu an, wenn man ihnen nur unterstellte, dass sie mit ihrer skeptischen Haltung keineswegs helfen und verbessern, sondern immer bloß „zersetzen“ wollen. Um solche vermeintlichen Feinde aufzuspüren, hat man dann, wenn es nur in den Kram passte, bei Verdacht alles Gesagte und Geschriebene, jedes Wort, jede Zeile und jedes Ausrufezeichen zur „politischen Provokation“ erklärt.

Aber ich greife vor ...

Die Stunde der verzweifelten Denunzianten

Das Fest selbst wurde der erwartete große Erfolg. Dass man aber in Tharandt noch viele Jahre später davon sprach (bis 1989 hinter vorgehaltener Hand), war einer Kette von irgendwie tragischen Ereignissen geschuldet. Sie wurde wahrscheinlich dadurch ausgelöst, dass ein Anwesender „kalte Füße“ bekam. Wohl um sich als Saubermann, moralisch überlegen und besonders verlässlichen Staatsbürger zu präsentieren (heute würde man von einer „Gutmensch-Gesinnung“ sprechen) und davon abzulenken, dass er selbst widerspruchslos teilgenommen und mitgejubelt hatte, spielte er den „Blockwart“. Er äußerte seine ideologischen Bedenken im Nachhinein offenbar zunächst bei den sich zuständig fühlenden Gremien der Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED).

Beim späteren Analysieren der nun folgenden Tharandter Vorgänge wurde ich als historisch Interessierter an eine uralte Maxime menschlicher Schabigheit erinnert, welche manchmal in den bekannten Reim „*Heiliger Sankt Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an!*“ gekleidet wird. Nach dem gleichen bösen Muster waren übrigens schon die Ketzerverfolgungen vergangener Jahrhunderte meist „erfolgreich“. Wer sich damit nicht auskennt – es lief dabei etwa so:



Auf Anordnung des Klerus wurde ein Inquisitor in eine vorher irgendwie negativ aufgefallene Stadt geschickt, welche auf Frömmigkeits-Linie gebracht, also diszipliniert werden sollte.

Er rief dort zunächst die Einwohner zu anonymer Anzeige vom rechten Glauben Abgefallener auf. Nun galt es für alle moralisch nicht besonders anspruchsvollen Subjekte dieser Gemeinde, sich zu sputen. Denn wer seinen Nachbarn irgendeiner Auffälligkeit wegen *zuerst* als Religions-Abtrünnigen anzeigte, hatte gute Chancen. Besonders als unkonventionell-schlechtangepasster Eigenbrötler, Selbst- oder Querdenker oder heimlich Heilkundiger (das zielte speziell auf alte weise und deshalb besonders leicht als Hexen zu verunglimpfende Frauen) war man nun bedroht.

Der frühe Denunziant jedenfalls wurde in der Regel von der Obrigkeit als guter Untertan vermerkt und kam bei der späteren Verfolgungswelle meist davon. Vielleicht wurde ja der altbekannte jagdliche Spruch „*Den Letzten beißen die Hunde*“ in dieser Zeit wieder populär.

Es waltete hier, durch die Unterdrücker durchaus gefördert, etwas, das wir in unserer Jugendzeit noch flapsig das „Anschiss-Prinzip“ nannten.

Im Nebeneffekt wurde das menschliche Miteinander des betreffenden Ortes verpestet.

Denn viele der unter Druck gesetzten Bürger hatten das Handeln der sich auf Gott berufenden geistlichen Herren gebilligt, feige beklatscht oder gar unterstützt.

Und so verabscheuten sich auf diese Weise gegeneinander gehetzte Leute nun gründlich; oft generationenlang.

Vom Verlauf her ähnlich stellt sich mir heute die „Hexenjagd-Welle“ dar, die auf Druck von oben im Herbst 1972 durch das Tharandter Weißeritztal rollte:

Nach etwa 10 Tagen galt das bis dahin allorts und von jedermann hochgelobte Bergfest plötzlich für umstritten. Es wurde als gesellschaftlich unangemessener Frohsinn Gegenstand örtlicher und überörtlicher Beratungen der alles beherrschenden Partei und wohl auch deren und des Staates „Sicherheits-Organ“.

Von Mitte November an war es schon als schwere Verfehlung Thema einer Kette von Versammlungen der Freien Deutschen Jugend (FDJ).

Ab Ende November musste die nunmehr als semikriminell betrachtete Bergfestzeitung abgeliefert werden – nach den Exemplaren wurde gefahndet, bei Herausgabe-Verweigerung waren Sanktionen angedroht. Nun gab es auch erste Gerüchte über geplante Bestrafungen und gar Exmatrikulationen wegen des Verdachts auf staatsfeindliche Hetze.

Ein Funke hatte genügt – was ein um die eigene Haut fürchtender Feigling anstieß, eskalierte zum Flächenbrand. In vorbeugendem Gehorsam vor der Macht dienernd wurde der Chor der Mitläufer und Sauertöpfe, die „das ja schon immer hatten kommen sehen“ stetig lauter.



Ich merkte nach ein paar Wochen, dass auch ich als einer der einheitsparteilich geforderten Sündenböcke auserkoren war. Denn man redete plötzlich nicht mehr *mit* uns Bergfest-Exponierten, sondern nur noch *über* uns. Ein sich verstärkendes Abrücken sogar durch Mitstudenten setzte ein. Immer mehr Leute beugten nunmehr durch eilfertige Distanzierungen ihre Knie vor der Obrigkeit und heuchelten Ergebenheit. Es war ein wenig, als hätte uns Fest-Organisatoren plötzlich eine ansteckende Krankheit befallen, die Quarantäne einforderte. Wir bewegten uns bis zur Verhandlung zwar weiter unter Menschen, aber dennoch wie im luftleeren Raum – uns hatte eine Art „gesellschaftlicher Tod“ ereilt. Eine Solidarisierung der oder mit den Betroffenen oder gar Gegenwehr irgendwelcher Art gab es in meiner Erinnerung nicht mal im Ansatz. Alle verhielten sich wie entsetzte Hühner beim Einfall des Marders in den Stall. Es herrschte nunmehr blanke Angst vor der Gewalt, die bald zuschlagen würde. Eine anonym bleibende kleine Gruppe machtgeiler Ideologen hatte genügt, unsere bis dahin harmonische Tharandter Gemeinschaft in kürzester Zeit zu vergiften. Für mich war das eine Lektion, die ich bis heute nicht vergessen kann, und aus der ich fürs Leben gelernt habe.



Vor der Verzweiflung gerettet hat mich damals, dass ich in jenen Wochen nicht ganz allein, von Gott und der Welt verlassen war. Zwei Frauen standen zu mir in der Not; zunächst natürlich meine Mutter. Und ein sehr junges Mädchen, das ich erst kurz vorher kennengelernt hatte – meine heutige Frau, mit der ich derzeit das große Glück erlebe, gemeinsam alt zu werden.



Dann endlich, Anfang Dezember, waren auch wir „Täter“ gefragt – einzelne verhörähnliche Gespräche fanden statt. Ich erinnere mich dabei an ein besonders trostlos verlaufendes beim Tharandter Sektionschef. Hier wurde ich abschließend aufgefordert, die Anschuldigungen anzuerkennen, mein Tun bereuen und die zu erwartenden Beschlüsse zu akzeptieren – um Schlimmeres zu verhindern. Dem Professor FISCHER war immerhin der Verdruss über die durchzusetzende Parteilinie durchaus anzumerken.

Die fremde Schuld

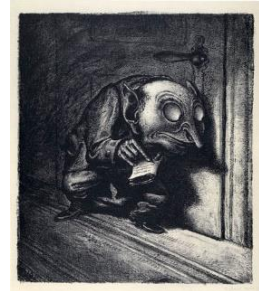
Ich habe mir in späteren Jahren oft gewünscht, einmal wenigstens mit denjenigen reden zu können, die, wahrscheinlich um sich selbst zu retten, gegen Ende Oktober 1972 mit den Fingern auf uns dann als Sündenböcke Davongejagte gezeigt haben müssen. „Nehmt die da, nicht mich“ – so könnte es nun wohl geheißen haben. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich selbst mich ja offenbar schon in Grund und Boden gewitzelt.

Aber warum mussten es, nachdem man sich anfangs wohl auf einen, dann auf zwei Hauptschuldige verständigt hatte, etwas später unbedingt drei sein? Eine Forderung von oben – einfach so, weil eben aller „guten“ Dinge drei sind? Warum also wurde unser liebenswerter, sensibler und ungemein kluger Titelbildzeichner der Bergfestzeitung wegen seiner politisch gewiss unverdächtigen Karikatur auch noch geopfert und damit, wie wir heute wissen, für seine gesamte Berufszeit gebrandmarkt? So viel lebenslange Strafe für einen treffenden Cartoon ...



Bei diesem (bisher nicht erfüllten) Wunsch nach einem Sich-mal-Aussprechen trieben mich dennoch weder Groll noch Verachtung. Ich wollte einfach verstehen lernen, wie dieses Unheil eigentlich geschehen konnte, und dabei mit den Leuten vor allem auch über ihre damalige Zwangslage sprechen. Kann ich mir denn so sicher sein, wie ich mich unter großem Druck, gegenüber Drohungen oder Erpressungen, selbst verhalten hätte? Waren nicht auch sie nur Opfer? Denn die damals gegen uns eingesetzte Teile-und-Herrsche-Strategie der Mächtigen ist ja ein seit Jahrtausenden bewährtes und ungemein wirkungsvolles Verfahren. So kann man leicht Aufmüpfige, Kritisierende, sogar nur leicht vom vorgegebenen Kurs Abweichende, manchmal aber auch völlig arg- und schuldlose Minderheiten einer vorher verdummten Menge als Sündenböcke der Verfolgung preiszugegeben. Ganz schnell sind Menschen mit dem Zaubermittel *Angstmache* auseinanderdividiert und zu Handlangern der Obrigkeit gemacht, welche sich dann nicht mal mehr selbst die Finger schmutzig machen muss.

Inzwischen ist mir längst nicht mehr daran gelegen, zu erfahren, wer die damals zum Helfershelfen Genötigten waren. Sie werden dann eben nur mit ihrer Verfehlung und den daraus erwachsenden Lügen leben müssen, wie auch ich meine aus ganz anderen Gründen erwachsene Schuld sehr lange ertragen musste. Denn das ist halt der Fluch einer Leid zufügenden Tat, selbst wenn sie erzwungen war – dass sie immer weiter Böses erzeugt.



Bis man sie eines Tages einmal erkennt und annimmt, sich selbst und dem Betroffenen eingesteht, und ihn um Verstehen und Ent-Schuldigung bittet. So lange kann sonst zerstörerischer Selbstekel bleiben und nagen.

Ob ich als Betroffener da jetzt vielleicht meine Hilfe anbieten sollte? Jedenfalls verzeihe ich denen heute aus ganzem Herzen. Und: Es ist mir nicht mehr wichtig!

Die für die Bergfest-Verfolgung wirklich Verantwortlichen sind nun alle tot. Meine Mutter sagte mal, als ich noch Kind war, man solle Tote ruhen lassen – sie würden sonst zu Gespenstern, die einen in nächtlichen Alpträumen heimsuchten. Sie hatte wohl recht.

Und wer war überhaupt maßgeblich für die damalige „Treibjagd“? Von fast allen Beteiligten würden wir heute hören, dass sie doch nur taten, was ihnen gesagt wurde. Wer also war schuld? Erich Honecker? Das Schicksal? Der kategorische Imperativ, also das zum hilflosen „*Ich habe doch nur Befehle befolgt*“-Führende? Ein System, von dem ich damals noch naiv glaubte, dass man es durch Kritik verbessern könne und sogar müsse, da es doch versprochen hatte, uns zur Belohnung als Brüder (und Schwestern) zur Sonne, zur Freiheit zu führen?

Aufgezwungener Zwiespalt

In unserem 1972er Fall jedenfalls gelang das Distanzieren, Denunzieren und „Gegeneinander aufbringen“ in kürzester Zeit: Parteigenossen gegen Parteilose, Lehrende gegen Studenten, Festteilnehmer gegen Nichtteilnehmer, Dresdener gegen Tharandter, Funktionsträger gegen Funktionierende, Studienjahr gegen Studienjahr, Auszustößende gegen mit blauem Auge davon Gekommene, lebenslustig Feiernde gegen trostlose Spießer ...

Als links und damals durchaus auch „Pro-DDR“ Eingestellter hatte ich allerdings eine bittere Lektion gelernt. Diesmal, im ersten sozialistischen Staat deutscher Nation, agierten nicht irgendwelche ausbeuterischen Kapitalisten oder Volksfeinde so menschen-zerstörerisch, sondern die ein Vierteljahrhundert zuvor an die Macht gelangten eigenen Leute.

In diesem Zusammenhang denke ich an das auch in der FDJ wie so manches andere Arbeiterlied manchmal gesungene, „Solidaritätslied“. Ich habe noch heute den Text der für mich hier entscheidenden 8. Strophe parat: „*Uns're Herrn, wer sie auch seien, sehen unsre Zwietracht gern, denn solange sie uns entzweien, bleiben sie doch uns're Herrn*“.

Der kluge Liedschreiber BERT BRECHT hat mit seinem „... *wer sie auch seien* ...“ wohl schon lange gewusst, was mir damals nur dämmerte. Bis ich es 1990 nach der Lektüre des ORWELLSCHEN Buches „*Farm der Tiere*“ endgültig begriff. Bei jedwedem dieser gesellschaftlichen Umstürze bleiben die Tröge die gleichen – es fressen bloß andere Schweine daraus. Was uns aber hinterher regelmäßig, immer und immer wieder, ins Gesicht grinst, ist nichts anderes als die uralte spalterische Umtriebigkeit, Arroganz und Psychopathie missbrauchter Macht.

Mein Vater hat mir kurz vor seinem Tod einige Male von den Nationalsozialisten erzählt, die er hasste, weil sie Europa, ganz besonders die Juden, Deutschen und Russen, ins Unglück gestürzt und ihm selbst seine Jugend geraubt hatten. Er nannte dieses Nazitum auch Faschismus und definierte beides genau so: Als unverhüllte Fratze der Macht. Und er sagte, dass er diesen Faschismus derzeit (es war beim unrühmlichen Einmarsch der Warschauer Paktstaaten in die Tschechei) leider jetzt wiedererkennen müsse – unter der Maske des Antifaschismus.

Es wird mir, wenn ich mit einem Abstand von fast 50 Lebensjahren und inzwischen angefüllt mit auch politischem Wissen, auf diese Zeit zurückschaue, eines sehr deutlich:

„*Wir lernen aus der Geschichte nur, dass wir aus ihr gar nichts lernen können*“ (HEGEL). Offenbar sind zwar einzelne Menschen oder auch heute manchmal Clans genannte Familienverbände, niemals aber ganze Völker zum „Denken in Generationen“, fähig.

Das verdammt sie dazu, die Historie in leicht veränderter Gestalt ständig wiederholen und sich dann durch ihre Nachkommen jedes Mal auf's Neue fragen lassen zu müssen
„Wie konntet Ihr das damals nur zulassen?“ Und täglich grüßt das Murmeltier!
Aber ich alter Mann schweife wiederum ab ...

Die Fahrt in den Rausschmiss

Am 8.12. war es dann so weit. Ein gar nicht so kleiner Haufe bereits Vorverurteilter unseres skandalisierten Studienjahrs wurde dem Disziplinarausschuss der TU Dresden zugeführt. Der uns begleitende Bodenkunde-Professor FIEDLER stimmte bei der Zugfahrt in die Sachsenmetropole auf das zu Erwartende ein und fand tröstliche Worte der Ermutigung.

Ich erinnere mich an etwas wie „*Meine Damen und Herren, Sie sollten das Ganze als Prüfung sehen, die Sie mit Anstand bestehen können. Das Leben geht aber weiter ...*“.

Ich bin ihm dafür heute noch dankbar, denn er erinnerte mich in diesem Moment auch an meinen Vater und seine gelegentlichen Durchhalte-Parolen mit dem Tenor „*Was uns nicht umwirft, macht uns stärker*“.

Dieser (parteilose!) Professor hatte mir anlässlich einer vorherigen Bodenkunde-Exkursion in die Bautzener Gegend schon vorher imponiert, als er uns Studenten auf eine DDR-Bausünde aufmerksam machte: man hatte damals in die wunderbare Silhouette der Stadt einen hässlichen Plattenbau-Klops geklotzt.

Auf dieser Reise ins Verderben begleitete uns auch ein Unglücksrabe aus dem 1969er Tharandter forstlichen Jahrgang. Der hatte kurz nach unserem Bergjubiläum, aber völlig losgelöst davon, anlässlich des obligatem städtischen „Holzhackerfests“ rund um ein großes Lagerfeuer inmitten der Burgruine des Ortes ein Lied vorgetragen und hierfür prompt und sogleich seinen Denunzianten gefunden.

Auch wenn bis heute darüber Unfug erzählt wird – ich war dabei und hörte von dem Kommilitonen nichts weiter als „*Ghost Riders in the Sky*“ von JOHNNY CASH.

Das Problem für Partei und Staat war aber wohl nicht so sehr diese damals offiziell verpönte Westmusik, sondern dass er sie, leicht angetütert, auf Deutsch mit einem anderen Text unterlegte. Seine, auch nur geklaute, Fassung war lustiger als das Original und eigentlich völlig unpolitisch. Sie begann mit „*Es war in einer Winternacht inmitten des Ural ... und endete auf ... da fraß Iwan Iwanowitsch die letzte Zwiebel auf*“.

Und dazwischen war nix Böses – wirklich bloß lustiger Quatsch. Ich erwähne das hier nur, weil diesem jungen Mann für einen derartigen Studentenspaß später in der Verhandlung der gleiche kuriose Vorwurf gemacht wurde wie mir selbst bei der Aufzählung meiner vielen „Vergehen“: (auch) „antisowjetische Hetze“. Uns beiden wurde hier also böswillig eine Missbilligung des damaligen „Großen Bruders“ unterstellt. Und da kannte „die Partei“ gar keinen Spaß mehr, sei diese angebliche „Russophobie“ auch noch so an den Haaren herbeigezogen oder gar selbst konstruiert worden. Ich kannte zu diesem Zeitpunkt schon ein paar freundliche Russen, lernte dann auf unserer 1974er forstlichen Auslandsexkursion in Leningrad und Karelien weitere schätzen – sie alle hätten sich gekringelt ob dieses Vorwurfs. Das galt aber mitnichten für die deutschen Systemlinge in ihrem vorauseilenden Gehorsam. Ich verstehe sie ja heute: Nunmehr mussten sie anlässlich des vermuteten Gleichklangs beider „Angriffe“ seitens eines herbeifantasierten Klassenfeinds doch wirklich auf das Äußerste gefasst sein (Ironie aus).

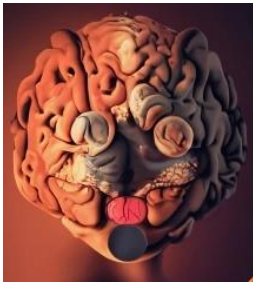
Aber ich greife schon wieder vor ...

Die „Exung“



In Dresden erwartete uns – für mich zusätzlich einschüchternd – an einem riesigen Konferenztisch an jedem Sitz ein Mikrofon und laufendes Tonband. Die „Schuldigen“ mussten an ihren Namensschildern Platz nehmen, nach dem vorbestimmten Strafmaß aufgereiht. Alles war sehr förmlich-offiziell gehalten, irgendwie gebieterisch.

Eine Frau, deren Absatzschuhe auf das Parkett knallten, betrat den Raum zuletzt. Sie war wohl die Ausschuss-Vorsitzende. Ich erinnere mich noch an ein eigenartig verkniffenes, wie „zur Faust geballtes“ Gesicht. Ihr Redeschwall war verachtend und demütigend, die Stimme erschien mir hämisch-feinselig.



Als ich viel später einmal über die Schauprozesse zu Zeiten JOSEF STALINS, ROLAND FREISLERS oder HILDE BENJAMINS und die damit zusammenhängenden Hintergründe menschenverachtender Einschüchterung und „Gehirnwäsche“ recherchierte, verstand ich besser, was in jenen Tagen abgelaufen war: politische Justiz.

Wer jemals auf einen ideologisch verbohrt, fanatischen, anderen Leuten Schaden zufügenden Menschentyp trifft, fragt sich als Normalsterblicher unwillkürlich: Woher kommt nur dieser Hass aus nichtigem Anlass? Er reagiert dann meist fassungslos schweigend.

Mir ist solches später im Leben noch einige Male geschehen. Ich habe mir das zunächst mit einer „Neid-Theorie“ zu erklären versucht, die ich aufgeschnappt hatte, als ich mich nach vielen zwischenmenschlichen Pannen einmal intensiv mit der Frage befasste: *Warum fügt ein Mensch dem anderen bewusst Schaden zu?* Da stieß ich auch darauf, dass der Neid keineswegs nur eine kirchliche Todsünde, sondern eines der stärksten Gefühle und sogar Triebkräfte überhaupt ist. Wir müssen dabei aber wissen vom schwarzen Neid unterscheiden. Ersterer sagt uns: *Was, dem anderen geht es besser als mir? Das möchte ich nicht leiden! Da gebe ich mir jetzt mal richtig Mühe, um wenigstens gleichzuziehen.* Der letztere, auch Missgunst genannt, flüstert uns jedoch zu: *Was, der andere ist glücklicher als ich? Das ertrage ich nicht! Auf- oder gar überholen durch eigene Mühen kann oder will ich nicht. Was also bleibt mir: Ich versuche dessen Lebensfreude zu zerstören und ihn damit auf mein Niveau herunterzubringen, damit mich die Diskrepanz nicht länger ärgert.*

Als ich mich berufshalber seit den 2000ern mit dem „Doktor-Wald“-Thema und also auch mit den Geheimnissen des menschlichen Geistes näher befasste, fand ich eine mögliche Antwort auch im „Medizynischen“ – so nenne ich jetzt mal eine Mischung aus Neurose-, Sadismus- und Schizophrenie-Diagnose. Denn man hat es bei der Frage „*Warum werden Leute herzlos?*“ wohl nicht selten mit Psychopathen und insbesondere Narzissten zu tun.



Solche nicht mal mit sich selbst klarkommenden (und dann die eigene Person unbewusst verachtenden) Leute drehen zum Beispiel die Fakten im Diskurs oft einfach um. Damit sie ihre innere Leere, Angst, Verbitterung oder Verzweiflung und das daraus resultierende geringe Selbstwertgefühl kompensieren können, modellieren sie sich ihnen Ausgelieferte oder andere missliebige Gegenüber als bösen Feind, den es zu attackieren gilt. Sie bekämpfen damit immer nur sich selbst – natürlich vergeblich.

Aber das alles konnte ich damals natürlich noch nicht wissen.

Ob die Funktionärin in jenem konkreten Fall aber wirklich dachte, wir seien, wie es (später auch in meinen Studien- und Personalunterlagen) hieß, „politische Provokateure“ – staatsgefährdende Menschen also, welche mit ihren Äußerungen die DDR-Repräsentanten zu unbedachten Handlungen veranlassen wollten? Ich glaube das nicht. Sie hat als pure Opportunistin ihren einschüchternden Ausbruch nur gespielt, um höheren Orts erteilte Anordnungen besonders glaubwürdig zu befolgen.

Denn wie wir später erfuhren, exekutierte man damals an uns etwa dies: Nach dem Vorbild eines dem Massenmörder MAO TZE-TUNG zugeschriebenen Ausspruch „*Bestrafe einen, erziehe Hundert*“ sollte hier ein weiterer Präzedenzfall zur Abschreckung und Unterdrückung anderer geschaffen werden. Es ging wohl vor allem darum, die ja abseits gelegene und etwas vom damaligen Zeitgeist verschonte, noch immer ein wenig autonom agierende Forstsektion „einzunorden“. Sie sollte nunmehr vollends auf die Linie des in den Kern-Bereichen der TU schon lange durchgesetztem zentralisiert-einheitlichen sozialistischen Bildungssystems gebracht werden. Denn vieles, was wir damals in Tharandt lustvoll-naiv getan hatten, passte den TU-Oberen in Dresden wohl nicht in den Kram. Ich zähle einfach mal auf, was meiner Ansicht nach in den Folgejahren rar wurde: die Ideologiefreiheit und fröhlich-beschwingte Unbeschwertheit, das Feiern ausgelassener Feste mit grenzgängerisch-kabarettistischen Einlagen, das demonstrative Tragen der Semesterfahnen und Forstuniformen, das Pflegen studentischer Bräuche und oftmalige gemeinsame Singen auch anderer als der propagierten Kampf- und Arbeiterlieder, das öffentliche Jagdhornblasen, der auch und gerade außerhalb der von oben gewünschten sozialistischen Kollektive funktionierende Zusammenhalt ...

Zurück zum „Prozess“: Irgendwann im Laufe dieser seltsamen Show durften auch wir Delinquenten Stellung nehmen. Was die andern sagten, weiß ich nicht mehr – ich jedenfalls tat, was man mir vorab

dringend geraten hatte und wählte das vermeintlich kleinere Übel. Mit stammelnder Selbstkritik flehte ich um Verzeihung für etwas, das ich nicht getan hatte.

Das abschließende Urteil für uns drei „Bergfest-Aussätzig“ lautete erwartungsgemäß auf „*Zeitweiser Ausschluss vom Studium an allen Hochschulen und Universitäten der DDR*“.

Es wurde uns sofort ausgehändigt, war also bereits vorab getippt und unterzeichnet.

Die Verhandlung war eine völlige Farce gewesen.

Und: Auch den „Ghost Rider“ hatte es so getroffen.

Mein bis dahin loderndes inneres Feuer hoffnungsfroher Jugend und Unbedarftheit war von einem Paar Stöckelschuhen ausgetreten worden. Eine Seifenblasen-Idylle war zerplatzt.

Das „Tharandt-Paradies“ erscheint mir heute, fast fünf Jahrzehnte später, nur noch wie ein schöner Traum in einem Alptraum.

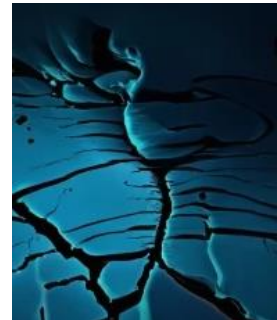
Die eigene Schuld

Jahrzehntelang habe ich mich davor gedrückt, diese 1972er Vorgänge diskutierend oder notierend aufzuarbeiten. Nun, da ich dies tue, merke ich auch, warum. Ich fühlte mich wohl die ganze Zeit über schuldig, damals vor der Macht so jämmerlich gekuscht zu haben.

Viel hätte ich mir erspart, schon einmal viel früher auf mein in dieser Hinsicht arges Bauchgefühl zu achten. Denn EMANUEL GEIBEL sagte einmal sehr richtig: „*Kommt dir ein Schmerz, so halte still und frage, was er von dir will*“.

Natürlich kann ich wenigstens dies zu meiner Ehrenrettung vorbringen:

Vielleicht hat ja die damalige Unterwerfung wirklich Schlimmeres als eine Bewährungsstrafe abgewendet, also den endgültigen Ausschluss? Aber wäre es mir geglückt, auch als einfacher Produktionsarbeiter in der DDR auf Dauer ein erfülltes Leben zu führen? Theoretisch hätte es ja eigentlich klappen müssen – immerhin war diese Republik bekanntlich ein Arbeiter- und Bauernstaat, ja sogar eine „Diktatur des Proletariats“ (Ironie aus).



Der von mir zu bezahlende Preis der Feigheit, meine Selbstachtung, war jedenfalls hoch.

Anderthalb Jahrzehnte später, in den 1980ern, war ich in vergleichbarer Situation – und blieb ein wenig standhafter. Nur die politische Wende rettete mich dann wohl vor dem Schicksal eines „Rückfalltäters“. Aber das ist schon eine ganz andere Geschichte.

Die Zeit danach

Von all den Geschehnissen nach der Exmatrikulation – das Verlassen des Studienortes, mein einundzwanzigster Geburtstag, die Weihnachts- und Neujahrstage, der Start ins Waldarbeiter-Dasein – weiß ich nicht mehr das Geringste. War das damals eine Art Schockstarre? Es schwebt mir leider oft so etwas wie eine Dunstglocke speziell über bösen Erinnerungen, die klares Erkennen erschwert. Das macht sich derzeit deshalb ungenügend bemerkbar, weil ich seit einigen Monaten eine für mich und die Meinen bestimmte schriftliche „Lebensbeichte“ ablege. Handelt es sich dabei vielleicht eine körperliche Schutzfunktion des Gehirns, um nicht, von Schuld, Demütigung oder Versagensscham gepeinigt, eventuell der Verzweiflung ausgesetzt zu sein?

Mein Denken setzte jedenfalls erst Ende Januar 1973 wieder ein. Ich sehe mich in den malerischen winterlichen Laubholzbeständen des heimischen Schlaubetals im Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb Müllrose durch hohen Schnee stapfen und gespaltene Eichenkloben zu Brennholzstapeln aufsetzen.

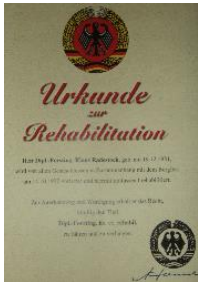
Heute: Was bleibt?

Vier Dinge sind mir vom damaligen „Rausschmiss“ geblieben:

Ein „Diplom trotz alledem“! Wie auch die anderen „Geexten“ durfte ich nach einjähriger Bewährung in der Produktion weiter studieren und mit Verzug doch noch meinen Abschluss machen. Der Partei- und Staatsmacht hatte es also nicht persönlich gemeint – es war ihr wirklich nur um das auf andere disziplinierend wirkende Schulbeispiel gegangen.

Der dann folgende Start ins Berufsleben war wegen des dunklen Flecks in den Kaderunterlagen (so nannte man damals die Personalakte) natürlich dennoch sehr holprig. Jeder einigermaßen „100%tige“ Vorgesetzte glaubte mich in den nächsten Jahren nun schurigeln zu müssen, wählte er mich doch vorbestraft oder wenigstens vorbelastet – als „krummen Hund“ eben.

Das von mir als Oberschüler mal heißersehnte Försterdasein in der räumlichen und zeitlichen Freiheit des Außendienstes jedenfalls war für viele Jahre verspielt.



Zweitens bin ich inzwischen gleich doppelt rehabilitiert. Erstmals geschah das anlässlich des 30jährigen Bergfestjubiläums durch ehemalige „Mitangeklagte“ – man überreichte mir eine diesbezüglich von „Helmut Honecker“ unterzeichnete Urkunde der „Deutschen Demokratischen Bundesrepublik“. Dieser Ulk bedeutete mir viel, weil er die alte Wunde schließen half.

2015 wurde durch den Freistaat Sachsen auch offiziell festgestellt, dass der 1972er Spruch des Disziplinarausschusses der TU Dresden selbst nach den geltenden DDR-Regeln Unrecht gewesen ist.

Es bleibt mir auch ein hölzernes Schild mit der Aufschrift „Bergbaude Sauf-Aus“, das an meiner Hauswand hängt. Ein Freund aus Studienzeiten überbrachte es eines Tages mit dem Hinweis: Das ist ein gerettetes Requisite, als Wegweiser auf den damaligen Getränkestand Teil der Bergfest-Dekoration. Er meinte, es könnte (gerade) mir eventuell als Andenken wertvoll sein. So ist es auch. Ich kann diesen hölzernen Pfeil nun ohne jede Bitterkeit betrachten, habe meinen Frieden mit dem damals Geschehenen gemacht. Der Kummer um das vor Jahrzehnten zeitweise verlorene Glück ist gewichen.



Viertens und Wichtigstens bleibt mir schließlich die „Moral von der Geschichte“. Sie lehrte mich ein wenig Weisheit.

Was ich von und seit damals gelernt habe ...



Ich bin nun ein alter Mann von 70 Jahren. Seit meinem 1972er Unglück und ein paar späteren Widrigkeiten befasste ich mich, um meine eigene Person sowie die gesellschaftliche Umwelt besser zu begreifen, neben meinem Lieblingsthema Wald mehr und mehr auch mit Fragen oder Problemen der Menschengeschichte, Philosophie, Psychologie und seelischer Gesundheit sowie Politik. Denn: Nie wieder wollte ich durch Naivität und Unwissen so reinfallen wie damals! Seither habe ich unzählige „schlaue“ Bücher gelesen und mit vielen klugen Leuten geredet, die sich vor allem mit dieser einen Frage beschäftigen:

Wie tickt eigentlich der Mensch?

Das gibt meinem Tun Erkenntnisgrundlage und gewährleistet die Festigkeit des Verstands gegenüber dem Außen-Geschehen. Denn wer nach dem Motto „An allem (speziell Politischen) ist (zunächst) zu zweifeln“ sich selbst, das Meinen und Handeln der Anderen sowie die vorhandenen Strukturen kritisch zu hinterfragen vermag, wird in seinem Wirken freier. Er lässt sich schwerer hinter's Licht führen oder fremdbestimmen und kann Anordnungen Widerstand leisten, die sich gegen sein Gewissen und Pflichtgefühl richten. Der vermag auch das jeweils rechte Maß, die Abklärtheit und Herzhaftigkeit zu entwickeln, um sein Leben in Würde zu meistern. Und wenn nötig, kann er auch nach dem Vorbild der Stoiker den Daseins-Schwierigkeiten standhafter zu begegnen. Vielleicht muss man ja wirklich wenigstens Hobby-Philosoph sein, um sich die einst von dem Theologen THEODOR WILHELM formulierten drei Wünsche erfüllen zu können, die als Voraussetzung anhaltender Lebensfreude gelten können:

*„Gott gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann,
den Mut, Dinge zu ändern, die sich ändern lassen,
und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden“.*

Ich vertraue derzeit darauf, dass mir dies nunmehr im Großen und Ganzen gelingen könnte. Warum? Trotz aller Hemmnisse, von denen ich hier nur mein in der Rückschau prägendstes darstelle, habe ich seither das Leben nach bestem Wissen und Gewissen gemeistert. Ich muss mich für mein Tun und Lassen nicht allzu arg vor mir selbst schämen, bin also mit mir einigermaßen im Reinen. Als (Un)Ruheständler schon ein wenig jenseits von Gut und Böse, habe ich nun fast nichts mehr zu verlieren und kann relativ furchtlos auf das Kommende blicken. Alles, mich eingeschlossen, hat seine Zeit. Wäre es für mich morgen vorbei, dann würde ich mit leisem Bedauern (wegen all dem zurückzulassendem Schönen und Guten), aber dennoch zufrieden gehen können. Und wer weiß – vielleicht geht's ja dann sogar noch irgendwie irgendwohin weiter!

Ausklang zum guten Ende

Im Alter wird man ruhiger, und das ist gut so. Das notwendige Loslassen und damit Verringern der eigenen Verantwortungskreise per „*Small is beautiful*“ sowie Entschleunigen des Daseins lehrte mich schon mein Lieblingsphilosoph SCHOPENHAUER.

Fast alles, was ich heute noch benötige, steckt inzwischen als Vorstellung im eigenen Kopf und vermag durch meinen geschulten Willen zu ruhig überlegter Handlung werden.

Noch fehlendes Wissen kann ich meiner großen privaten Bibliothek und Freundes-Rat entnehmen. Dabei darf ich mich der Geborgenheit einer immer größer werdenden und recht gut zusammenhaltenden Familie sowie eines schützenden Reigens aus Freunden und vertrauten Bekannten sicher sein.

Bei den alten Chinesen galt es einst als Fluch, wenn einem jemand wünschte „*Mögest du in interessanten Zeiten leben*“. Die haben wir jetzt wahrlich wieder, und es wird immer spannender.

Mir aber imponiert der damalige Reich-der-Mitte-Pessimismus nicht. Ich erfreue mich inzwischen fast aller auf mich kommender gesellschaftlicher Eindrücke mit Neugier.

Sollten es wieder mal Schwierigkeiten sein, dann halte ich mich eben an GOETHE:

„*Auch aus Steinen, die einem in den Weg gelegt werden, kann man was Schönes bauen*“.

Ich wünsche mir nun voller Hoffnung „offene Weite“. Schau'n mer mal!

